

Eine sibirische Centralbahn.

Ein gewaltiges Werk wird von der russischen Regierung für das kommende Frühjahr geplant, nämlich eine Eisenbahn, welche ganz Sibirien, d. h. also den ganzen nördlichen Continent Asiens, von der Dniester bis europäischer Küste, also dem Ural an, bis zur Küste des Stillen Ozeans durchschneiden soll. Der berühmte und energische Ingenieur, General Annenoff, hat zuerst diese großartige Idee in's Leben gerufen und unausgesetzt daran gearbeitet, das Bauministerium in St. Petersburg und den Jaren für seinen Plan zu gewinnen.

General Annenoff hat sich bereits durch den Plan der transsibirischen Bahn, welche die Wüste von Turkestan durchschneiden, ein unübertreffliches Denkmal gesetzt, und damit gezeigt, daß er auch der neuen Mission aufgeben wird. Eine Commission, bestehend aus fünf Ingenieuren, hat im kaiserlichen Auftrag, den Plan geprüft und gutgeheißen. Doch hatte Annenoff mit einer recht heftigen Opposition zu kämpfen, welche nicht allein auf Seiten des Reichs, sondern auch in einem einflussreichen Theil der Presse sich bemerklich machte. So bemerkte kürzlich die Moskauer Zeitung in seiner Zeitung, daß die Bahn ein unheilvolles Experiment sei, und vermöge keinen andern Nutzen, als daß die Asiaten in Sibirien von einem Raubel das Stück auf sich kopieren lassen würden. Von anderer Seite wird geltend gemacht, daß Russland sich mit dem Bau der Bahn eine ungeheure Schuldenlast aufbürden würde. Dagegen macht Annenoff geltend, daß die Bahn für die Entwicklung und die Verbindung des östlichen Sibiriens mit dem Mutterlande eine gebietende Notwendigkeit sei. Sie führt die Reisezeit von New York bis Peking auf 25 Tage ab, während man jetzt von London nach Peking über Brüssel und Gené 40 Tage braucht. Eine Reise um die Welt kann also jetzt binnen 65 bis 70 Tagen vollendet werden.

Annenoff will die Bahn, welche beinahe 4500 Meilen lang werden wird, mit der größten Spartheit bauen. Die eigentliche Bahnstrecke soll folgende ausgefallen, dagegen alle Nebenzweige völlig vernachlässigt werden. In der Mitte wird die Bahn in gerader Linie entlang dem 55. Parallele verlaufen. Es veranschlagt die Kosten auf 220 Millionen Dollars, etwa die Hälfte der vom Bauminister berechneten Summe. Der Bau hat sich aber ausgeprochen, daß die Bahn in einzelnen Abschnitten nach und nach gebaut, und jeder Abschnitt für sich gleich in Betrieb gesetzt werden solle, während Annenoff sich anstrengt, die ganze ungeheure Strecke in drei Jahren zu vollenden.

Erwähnt mag hier werden, daß seine transsibirische Bahn bereits einen Lebenshauch von 100,000 Dollars abgemessen hat.

Heber Unfälle.

welche in letzter Zeit zwei gefürchteten Häuptern zugefallen, seien wir in der Minderzahl. „Allg. Z.“ Folgendes: Während der Trauerfeier, welche in der Berliner Schloßkirche für das Seelenheil der beim Laetener Schloßbrand verunglückten Oberherrn der Prinzessin Clementine abgehalten wurde, ist dem König Leopold II. ein Unfall geschehen, der erster war, als man ursprünglich glaubte. Der König, welcher unter einem herabhängenden schweren Leuchter Platz genommen hatte, erob sich nach der Feierlichkeit, ließ mit dem Kopf heftig gegen eine Kante des Leuchters und war in Folge des wichtigen Stöses einen Augenblick fast bewusstlos. In der Umgebung des Königs gab sich bereits große Bestürzung kund, doch kam der König bald zu sich, und dem Unfall wurde keine weitere Bedeutung beigegeben. Der Schmerz am Kopfe wurde inoffen bald so heftig, daß der König, der sich beim Schloßbrand eine Erkältung zugezogen hatte, sich zu Bett begeben mußte. Die Ärzte bezeichnen die in Folge des Stöses erlittene Verletzung als eine leichte und glauben, daß der König in einigen Tagen wieder vollständig hergestellt sein wird.

In Rom hatte seiner König Humbert einen Unfall, der freilich noch nicht tödlich glücklicherweise abfiel. Der König lag in Begleitung des diensthabenden Adjutanten und gefolgt von zwei Reitknechten zu Pferde das Schloß verlassen und einen Spazierritt auf der Via del Corso, dann bis zur Porta Furba gemacht. Als er zurückkehrend bei der Tram-Magazin vor der Porta Maggiore angelangt war, wo der Weg die Eisenbahn kreuzt, glitt auf dem abwärts gerichteten Fuß, ein sehr feuriger Hund, den er zum ersten Male ritt, aus und stürzte nieder. Der König kam zu Fall und blieb, da er den rechten Fuß nicht schnell genug aus dem Strahlengang heben konnte, mit demselben unter dem Körper des Thieres. Es gelang ihm jedoch, schnell wieder auf die Füße zu kommen und, nach eine Begleiter herbeigekommen waren, auch das Thier wieder emporzurufen. Daselbst hatte eine Wunde am Kopfe davongetragen, die mit Taschentüchern verbunden wurde. Der König war vollkommen unversehrt, sein Bewußtsein aber durch den Straßenstoß völlig beunruhigt. Auf dem Pferde eines der Reitknechte lagte er die Stadt und bis zur Piazza del Esquilino zurück, wo ihn ein Wagen erwartete.

Auf dem Bahnhof. Kommerzienrat (zu seinem Kommissar gewandt): „Hier haben Sie Geld, belegen Sie ein Billet zweiter Klasse und ein Billet dritter Klasse.“ Der Kommissar kommt mit zwei Billets dritter Klasse zurück. „Ach habe Ihnen doch gesagt, ein Billet zweiter und eines dritter Klasse.“ — Kommissar: „Aber, Herr Kommerzienrat, ich kann doch nicht zweiter Klasse fahren, wenn Sie dritter fahren.“

Wiener am Sylvester tag. „Macht's net in a Theater gehn am Sylvester? Du geh' n von Angenberger a Stüd, „Heim's fundern.“ — „Eckel! Das wir' ja was, was i noch gar nie erlebt hab' — am Sylvester heim's g'fundern!“

Als Mittel zum Zweck.

Humoreske von Alexander v. Degen.

Unwillig ging an einem Januar-Nachmittag der Referendar Möller in seinem Zimmer auf und ab, nur zuweilen einen mühsamen Blick auf ein Blatt Papier werfend, das auf dem Tische lag.

Trotz seiner Bitterkeit, ihn zu einem Reglement nach der Referendar während der achtwöchentlichen Referendariatszeit, was eine unangenehme Sache war, nach Tannenheim zum dortigen Infanterie-Regiment beordert.

Diese Mitteilung enthielt besagtes Papier mit der Notiz: „Daß die angelegenen Motive des pp. Möller als nicht genügend motiviert angesehen werden müssen.“

„Ja, den wahren Grund konnte ich doch nicht nennen!“ murmelte er. „Heute, rief er ärgerlich.

Sein Jugendfreund, der Vantier Kupfer, trat ein.

„Nun, ich wollte Dir Aiden sagen, daß der Plan, den du mir, wie ich hörte, zur Lösung abreiht nach der Referenz und ich heute Abend eine Geschäftsreise antreten muß.“

„Ja, hat sich was! nach der Referenz, hat sich nicht boret, sondern nach Tannenheim.“ — Du kannst Dir denken, wie unangenehm mir das ist.“

„Allerdings!“ rief Kupfer. „na, Kopf oben behalten, vielleicht erweist sich Du den Alten doch.“

„Was soll ich? Er hat mir ja förmlich das Haus verboten, mir die Briefe unerschaffen zurückgelassen. Es bleibt dabei, nicht über das ich wieder kommen, bis ich wohlbestallter Assessor geworden bin und.“

„Agnus so lange wartet!“ vollendete Kupfer.

Auf deren Auszehrten haue ich Haus.“

Vor zwei Jahren war nämlich Möller als junger Referendar nach Tannenheim gekommen, hatte sich glücklich in die einzige, sehr hübsche Tochter Agnes des Reichs-Kaufmanns Stelle verliebt; diese Liebe wurde ihm gründlich erwidert, und Möller machte seinen Antrag bei dem Vater, um nach einer halben Stunde mit einem geborgenen Korb das Haus zu verlassen. Seine unglückselige Stellung und der Tochter Jugendbegeisterung, die der Vater ins Treffen geführt und die Sache damit für erledigt gehalten, ein mal wieder vorzusprechen, wenn er eine selbständige Stellung inne hätte, also etwa Assessor sei.

Durch falsche Worte war es damals Möller gelungen, von Tannenheim wegzufahren; selbstverständlich konnte es ihm unter diesen Umständen nicht an gehen sein, jetzt dort eingezogen zu werden.

Weshalb den Kopf oben, freundschaftlich!“ versicherte sich Kupfer, „wer weiß, zu was diese Einziehung dortin gut ist.“

Wenigstens noch ein Glück, daß das Regiment in Tannenheim erst seit einem halben Jahre steht, so ist den Offizieren wenigstens nicht bekannt, daß ich früher dort war.“ dachte Möller weiter, „viele Bekannte habe ich so wie so dort nicht.“

„Galt, ich hab' es!“ rief er, als sein Blick zufällig in den Spiegel fiel, „ich lasse mir den Bart abfeilen und die Haare färben, da kennt mich kein Mensch.“

Das nächste den Hut auf und eilte zu dem nächsten Barbier.

Verwundert kam der Haarfriseur der Aufforderung nach, rasirte den tollschwarzen Vollbart ab und ließ das kleine, glatte Gesicht des Referendars stehen. „Den auch!“ rief Möller.

„Aber Herr Referendar, es ist schade.“

„Bitte, machen Sie schnell!“ meinte dieser ungeduldig.

Kopfhaut rasierte der Meister auch rasch ab.

„Eine halbe Stunde später betrachtete Möller sein Haupt im Spiegel.

„Mein Mensch wird mich erkennen!“ triumphierte er, den wohlgeordneten Kopf betrachtend. Es war ihm doch etwas falsch, „Aha, bei den Lebenden wird man schon warn!“ riefte er sich.

Am anderen Mittag trat er seine Reise an, erreichte nach dreistündiger Fahrt Tannenheim, meldete sich in der Kaserne, erhielt seine Sachen und einen Passagierwagen in Gestalt des pflügend dreihäusigen, ein hübscher Knabe und war so glücklich, ein Garconlogis in unmittelbarer Nähe der Kaserne zu finden. Nachdem er die Uniform angezogen, betrachtete er sich noch einmal aufmerksam im Spiegel.

„Kein Mensch wird mich erkennen!“

„Kein Mensch wird mich erkennen!“ dachte er, er selbst hat sich als ein anderes Gesicht vor. Er beschloß sofort den Versuch zu machen und begab sich in den Barbierstube, wo, wie er wusste, verschiedene Herren von Gesicht veränderten.

Er hatte sich nicht geirrt, mehr der alte Referendar, mit dem er früher mehrere Euphorien geteilt, noch der fidele Gefährte, der patente Mann, nahm den gefälschten Notiz von ihm.

Des Tages kam Möller des Dienstes wegen seinen in die Stadt, des Abend ging er in das Offizierskasino oder blieb zu Hause. Nur am zweiten Abend zog ihn ein unüberwindlicher Drang nach der stillen Parkstraße an dem Hause seines Vaters. Doch die grauen Wolken hatten sich über das Gesicht gelagert, sein Gesicht wurde zu einem Maskenwerk, er schloß sich ab und blieb zu Hause.

Herr Referendar, ich wollte mal fragen, ob Sie mich heute Abend noch brauchen, sonst möchte ich gern einmal einen Gang machen.“

„Nein, ich denke, ich habe nichts mehr, Sie haben mich ja schon so oft gesehen, Sie machen sich ja heute fürchterlich nobel!“ entgegnete Möller mit einem Blick auf die Extramurform seines feinen Bekleidungs.

Klaus lächelte.

„Ja, Herr Assessor, heute gehe ich auch in ein feines Haus zu meiner Liebsten. Die Angestellte und ich kennen uns schon zwei Jahre, seit acht Tagen hat sie eine neue, feine Stelle eingenommen in der neuen Villa auf der Parkstraße. Ich bin noch nicht da gewesen, wie Klaus sagt, hat es die Herrschaft nicht gern, wenn sie Besuch empfängt. Aber heute Abend ist nun die Herrschaft ausgehen und da steht niemand, denn der Diener ist verheiratet und wohnt nicht im Hause.“

„Na, da amüsiert Sie sich gut, Klaus!“

„Der Glückliche.“ dachte Möller, „er darf in die Forten eintreten, die mir vergeschlossen sind.“

Er lag lange in Gedanken am Fenster. Plötzlich sprang er auf, schlug seine Schreibmappe auf und schrieb einen mehreren Vogen langen Brief, welchen er einschlöß.

„Es muß gehen!“ murmelte er, sein Lager aufsuchend.

„Sagen Sie mal, Klaus, gehen Sie heute Abend nicht wieder zu Agniete?“ fragte er den Hülfiler, der ihm eben am andern Tag ein Glas Bier gebracht.

„Wenn Sie mich nicht brauchen, Herr Referendar, die Angestellte wollte um neun an der Haustür sein.“

„Nein, ich brauche Sie nicht, wollte Sie vielmehr bitten, zu Agniete zu gehen, ihr unbekannter Brief einen schönen Gruß von mir auszusprechen und sie bitten, diesen Brief an Klaus Agniete zu geben.“

„Nennung meines Namens zu geben.“

„Er reichte Klaus den gestern Abend geschriebenen Brief.“

Klaus begann sehr leicht, er verstand aber auch sehr, um was es sich handelte. „Der Herr Referendar wünscht, daß der Brief durch Agniete in die Hände des gnädigen Fräuleins gelangt, ohne daß der Herr Selbe oder dessen Frau etwas davon merkt.“

„Sehr richtig, Klaus!“ Möller ließ einen Thaler in Klaus' Hand gleiten, „ist Ihre Agniete aber auch zuversichtlich?“

Herr Referendar, für die verbürgte ich mich.“

Klaus schlug den Brief vorzüglich in sein Taschentuch ein und steckte ihn behutsam in seine Tasche.

„Es wird Alles genau befolgt, Herr Referendar, Sie können sich darauf verlassen.“

Mit einer strammen Schrittwendung war Klaus zur Thür hinaus.

Er eilte nach der Parkstraße. Dort hatte bereits sich etwa zehn Minuten Agniete an der Haustür der neuen Villa des Fräuleins.

„Du kommst recht spät, Emil, es ist bereits fünf Minuten über neun!“ ta bellte sie, als Klaus jetzt zu ihr trat.

„Ich komme nicht zu spät!“ meinte Klaus, der Referendar, für den ich jetzt pöke, hatte mir noch etwas aufgetragen.“

„So — ich will Dir etwas sagen, mir ist es eigentlich gar nicht recht, daß Du bei diesem Referendar pökest. Du kommst dadurch immer später zu mir.“ entgegnete Agniete, indem sie Klaus ein fettes mit Butter belegtes Butterbrot reichte.

„Na, weißt Du, die Frau Thaler hat, also immer mitzunehmen und vor allen Dingen ist der Referendar ein sehr hübscher netter Mann; Du — wir müssen ihn einen Gefallen thun, willst Du?“

„Ja? Wie kann ich Deinem Referendar einen Gefallen erweisen?“

„Sehr einfach, indem Du Deinem Fräulein diesen Brief gibst.“ Klaus entfaltete unschuldig das Zeitungspapier und hielt Agniete den Brief Möllers hin.

„Es soll aber Niemand davon wissen.“

„Na“, meinte diese, verständnisvoll mit dem Kopf nickend.

„Na ich will Dir etwas sagen, ich werde ihm morgen früh geben, wenn sie zu mir in die Küche kommt. Wenn ich Antwort erhalte, hole sie Dir morgen Abend ab.“

Die beiden Liebenden standen in gutem Glauben, daß einander, bis das Schloß der letzten Stunde Klaus drangemahnte, ich nicht in die Kaserne zurückgehen.

Die alte Vormittags trat gegen neun Uhr des andern Vormittags Fräulein Agniete in die Küche, um mit Agniete die notwendigen Anordnungen für den Tag zu besprechen.

„Sie wollte nach Erledigung derselben die Küche verlassen, als Agniete sie daran mit den Worten verhinderte: „Gnädiges Fräulein, ich sollte Ihnen hier diesen Brief geben.“

Erstarrt blickte Agniete die Köchin an. „Woher ist der Brief?“

„Mein Geliebter, der Hülfiler Klaus gab ihn mir gestern Abend.“

Agniete betrachtete die Handschrift. „Einen Augenblick zögerte sie, dann öffnete sie mit zitterndem Griff das Couvert. Agniete gewahrte, wie die junge Dame bald roth, bald blaß wurde.“

Nach einer Weile sagte sie: „Ach, wenn ich ihn nur sprechen könnte!“

Agniete räusperte sich und meinte:

„Gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen schriftlich sein könnte, ich werde schon mit Klaus Mittel und Wege finden, daß Sie den Referendar umhüllt sprechen können.“

„Ach ja, Agniete, thue das, aber wie?“

Es wird sehr schwer sein!“

„Lassen Sie das unsere Sache sein, gnädiges Fräulein! Soll ich heute Abend Klaus einen Brief mitgeben?“

„Gern!“

Fräulein Agniete verließ die Küche. Am Abend überreichte Agniete Klaus ein hübsches Briefchen.

„Du, höre mal, mein Fräulein möchte den Referendar gerne mal sprechen und da ist mir ein guter Gedanke gekommen!“

„So — was denn?“

„Sehr einfach! Er zieht morgen Abend Deine Uniform an, kommt hat Deiner hierher, ich führe ihn in die Küche und dort können sie sich sehen, soweit sie wollen!“

„Ja, das ginge, aber dann kann ich doch morgen Abend nicht bekommen.“

„Warum nicht? Du hast ja zwei Anzüge.“

„Du ziehst Erziereranzug an und der Referendar Deine Eigentumsanzug.“

„Das geht, Agniete, wie Du gefiehlst!“

„Wenn nur der Referendar drauf einzieht!“

„Verlaß Dich darauf, der wird nicht allein gehen, der wird vor Verliebtheit sich die Sache nicht lange überlegen.“

Nach am selben Abend erhielt Möller das Antwortschreiben der Geliebten. Er führte dasselbe immer und immer wieder in die Lippen.

„Ach, muß der vertrieben sein!“ dachte Klaus, welcher stumm an der Thür stand.

„Ich danke Ihnen Klaus!“ sagte endlich Möller.

Klaus zögerte einen Augenblick, kratzte sich den Kopf und meinte:

„Herr Referendar, möchten Sie nicht einmal das Fräulein sprechen? Agniete meinte, daß das Fräulein dies so gerne wollen.“

„Natürlich möchte ich das, aber das geht nicht, ich darf ja dort nicht in das Haus kommen!“

„Nein, als Geliebter nicht, aber als Hülfiler, als Geliebter von meiner Agniete.“

Er setzte Möller auseinander, was Agniete vorgeschlagen.

„Ja, ja, das wird gehen!“ entgegnete Möller nach einigen Minuten.

Sobald es dunkel geworden, traten beide die Wanderung nach der Parkstraße an. Agniete führte Möller nach der Küche, öffnete die Thür und ließ ihn eintreten. Sie selbst folgte zu Klaus zurück.

„Bist Du es wirklich, Paul?“ Agniete stand vor Möller. „Meine Agniete — endlich!“ Die Liebenden hielten sich umfassen.

„Ich hätte Dich fast nicht erkannt!“ meinte Agniete unter Thränen lächelnd.

„Wie gegen zehn saßen die Liebenden bei einander, da hatte Agniete den Kopf in die Thür und rief:

„Herr Referendar, es ist Zeit!“

„Halt Du morgen früh Dienst?“ fragte Agniete zum Abschied.

„Nein.“

„So komm doch morgen Vormittag hier, die Eltern sind nicht zu Hause.“

„Ja, aber bei hellem Tage.“

„Habe nur keine Sorge, Dich kennt Niemand.“

„Gut also, ich werde kommen; adieu, meine Agniete.“

„Adieu Paul.“

Vorzüglich die Hauptstraße verweisend, gelangte Möller am andern Vormittag in Klaus' Sachen zu der Villa. Agniete öffnete selber die Haustür.

„Agniete ist auf dem Markt“, sagte sie zur Erläuterung.

„Sie saßen in besser Unterhaltung bei einander, als plötzlich Schritte auf dem Korridor sich vernahmen ließen.“

„Der Vater —“ rief Agniete entsetzt aufspringend, „wo verberge ich Dich nur schnell!“ Hilfslos blickte sie um sich.

Da öffnete sich auch schon die Thür und Herr Selbe trat ein. Einen Augenblick blieb er verwundert stehen, dann fragte er: „Was bedeutet denn das?“

„Ach, das ist Agniete ihr Schatz!“ entgegnete Agniete schnell geflüstert. „Ich wollte ihm gerne einen Antrag geben, da Agniete noch immer auf dem Markt ist.“

„So — so, Sie sind also der Schatz, nach dem Wandler wollen Sie heiraten?“

„Ja, Herr Selbe!“

„Recht so, Sie bekommen da eine brave Frau, ich kann Ihre Wahl nur billigen. Hören Sie mal, wären Sie wohl einen kleinen Gang für mich hin?“

„Ja, sehr gerne!“

„Ich vergaß nämlich Ihrem Regimentskommandeur, dem Herrn Oberst Prinz eine Einladungskarte zu einem kleinen Fest für übermorgen zu senden, hier — ihm ein Billet reichend — wenn Sie freudiglich sein wollen!“ Möller ergriff schnell die Karte sowie ein hübsches Schmuckstück.

„Das fehlte noch, wenn mich der Oberst sieht!“ murmelte er, den Weg nach dessen Hause antretend. Er zog die Klinkel. O Schreck, der Herr Oberst in höchst eigener Person öffnete.

„Was wollen Sie?“

„Eine Empfehlung von Herrn Selbe, ich sollte den Brief hier abgeben!“

„So — der Oberst öffnete das Schreiben und las. „Es ist gut, Sie können gehen, doch halt — warten Sie mal, Herr, sind Sie toll, Sie haben ja einen unvorschriftsmäßigen Eigentumsnachweis. Welche Compagnie?“

„Erste Compagnie.“

„Heißen?“

„Klaus!“

„Weiden sich sofort bei Ihrem Hauptmann zu einem Tage gelinden Antritt!“

„Aber!“ Möller machte traurig Gesicht — das Ungeheuer war geschehen. Klaus burste er nicht hereinlassen lassen, er mußte die Sache selbst ausbilden, wachte nun darauf kommen was wollte. Er begab sich nach seiner Wohnung, zog seine eigene Uniform an und meldete sich eine halbe Stunde später in der Kaserne bei dem Hauptmann:

„Auf Befehl des Herrn Oberst soll ich einen Tag gelinden Antritt verüben!“

„Welchen Sie sich als Arrestant beim Referendar.“

„Sagen Sie mal, Herr Hauptmann!“

„mante sich der Oberst am andern Tage an dem Chef des ersten Bataillons, was hat denn der Referendar bei Möller verbrochen, lese da, daß er mit Arrest bestraft worden ist?“

„Auf Befehl des Herrn Oberst, der Mann ist vom Herrn Oberst in unvorschriftsmäßigem Anzuge betroffen worden.“

„Von mir? das muß ein Irrthum sein — doch, ja — einen Mann Ihrer Compagnie traf ich in solchen, — ach bitte, — ich bin Sie mir mal gleich beim Referendar auf's Bureau!“

Dieser lächelte.

„Wir werden weiter sehen — ich danke Ihnen — ist es Ihnen wirklich Ernst mit Fräulein Agniete?“ fragte der alte Herr zum Abschied.

„Mein vollkommener Ernst, Herr Oberst!“

Am Abend empfing Möller eine Einladungskarte zum Silberrücken.

„Der Oberst hat für uns gesprochen!“

„Stärkte ihm Agniete zu, als er sie begrüßte.“

„Ja, der alte Herr hatte es gethan und brachte am Abend unter allgemeinem Jubel ein Hoch auf das Brautpaar aus.“

— Das Mädchen. Sohn (an seinen Vater): Lieber Vater, ich habe mich in ein hübsches, aber blutarmes Mädchen verliebt. Ich bitte Dich, mich mit dem Nötigen auszustatten, um sie heiraten zu können. — Vater (an seinen Sohn): Zuliegend sende ich Dir das zu Deiner Braut Nötige: Meinen Segen und Deinen Geburtschein.

Vergessene deutsche Ansiedlungen in den Ver. Staaten.

Wenn man in dem weiten Gebiete der Ver. Staaten die großen Eisenbahnwege verläßt und Seitenpfade in abgelegenen Gegenden einschlägt, begegnet es dem Reisenden wohl, daß ihm deutsche Ortsbezeichnungen auffallen; hier trägt der Name eines Dorfs, dort der eines Flusses, Berges oder einer Schlucht ungewohnte Spuren von deutschem Einfluß.

In amerikanischen Geschichtsbüchern läßt sich selten darüber etwas nachlesen, denn die Amerikaner sind meist keine großen Gelehrten und lieben es, „holländisch“, und „deutsch“ häufig zu verwechseln. Außerdem ziehen sie auch vor, über den deutschen Einfluß auf die Geschichte ihres Landes zu schweigen, damit ja der Ruhm der Amerikaner nicht geschmälert werde. Das harte deutsche Element ist ihnen unbequem; bekanntlich bemühen sie sich jetzt auch, die letzten Reste deutschen Sprachunterrichts aus den öffentlichen Schulen zu verdrängen.

Im Staate Louisiana, etwas nördlich von New Orleans, liegt am Mississippi ein Gegen, die vor wenigen Jahren noch als „deutsche Küste“ bekannt war. Der Fluß Zelle soll nur eine verlorene und allmählich umgewandelte Bezeichnung für „deutsch“ sein, und rund herum finden sich die Bezeichnungen „deutscher See“, „deutscher Baum“ (Bayer) in der dortigen Gegend der Name für den schiffbaren Nebenarm eines Flusses), „deutscher Bach“ und dergleichen mehr.

Die Bevölkerung ist freilich und vornehmlich durch Negersklaven nicht gerade vertheuert worden; aber die vielen ausfallenden weißen Saare und blauen Augen mahnen nicht selten an deutschen Ursprung. Nimmt man sich die Mäße, die Namen der Bewohner etwas zu untersuchen, so läßt sich bald nachweisen, daß eine Ueberlieferung aus dem Deutschen ins Französische stattgefunden hat.

Wie sind aber Deutsche an dies Gefilde des Mississippi gelangt, und wann hat dort eine deutsche Besiedlung stattgefunden? Die älteste Geschichte Louisianas gibt uns französischen Quellen Aufschluß hierüber.

Im Jahr 1717 war die „große“ Finanzkrise im vollen Aufgange; denn die ersten Anleiher der Louisiana hatten zu trübe Erfahrungen gemacht, die ersten Colonisationsversuche hatten dort, wie fast überall in Amerika, nur Mißerfolge aufzuweisen gehabt. Allein Low verstand etwas daraus zu machen; er erließ die unbedachte Einrede so lange an, er rührte die Trommel der Klame, so fleißig, bis halb Frankreich, eine Art Paradiesgärten. Damals wurden denn auch große Scharen von Ansiedlern ursprünglich nach den Windungen des „Bates der Ströme“ geschickt, und unter ihnen waren die meisten deutsche Flüchtlinge, deutsche Köhler und ganz besondere Elflinger. Deutsche, die zur Auswanderung bereit waren, konnten man in jenen Tagen leicht finden, denn in manchen deutschen Ländern waren theils wirtschaftliche, theils religiöse Nothstände vorhanden, die das Volk zum Verlassen des heimischen Bodens aufriefen.

Das Los dieser Ausgewanderten war ein trauriges. Zusammen mit den Deutschen schickte Low auch viele Pariser Mädchen und Frauen nach Amerika; er leerte die Arbeitshäuser und entließ die anständige Dienerschaft. In, es leerte die Pariser Dienerschaft getrieben. Low's Jäger suchten die Wildschüsse an, um Colonisten zu finden. Man kann sich denken, daß unter solchen Umständen eine geradezu wunderbare Sammlung von Flüchtlingen nach dem Mississippi gelangte; elärische Aderknechte saßen neben den geschminkten, mit Fingerringen behängten Geistes und Kollerten und neben Spielern und Dieben — alle fiebernd, ätzend, hungrig und verkommen, in den Sumpfländern. Der Tod hielt eine reiche Ernte. Von mehr denn tausend Deutschen blieben nur einige Hundert übrig, deren Aufkommen ihre Mutterprovinz gänzlich verlor und zu Kreolen wurde.

In Louisiana haben die letzten Aufschreie eine neue deutsche Einwanderung nach Louisiana gebracht. Nach dem Census von 1880 gibt es in diesem Staate siebenzehntausend in Deutschland geborene Einwohner. Rechnet man deren Kinder dazu, so kommt man gewiß auf die Zahl von dreißigtausend Deutschen.

Nicht ganz so traurig war das Schicksal der Salzburger in Amerika. Es ist bekannt, daß viele Salzburger, als ihnen die Ausübung und das Bekennen der protestantischen Religion in ihrem Geburtslande nicht mehr gestattet wurde, in die Fremde zogen. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hat sich, wie man weiß, ganz besonders ihrer angenommen und mehrere Tausende damals in seinem Lande angesiedelt. Bis zum Jahre 1741 hatten sich über zwölftausend Salzburger im heutigen Staate Georgia zu einer Colonie zusammengefunden. König Georg II. von England hatte einmündigsten Herren bewilligt, den südlichen Theil der Colonien unter dem Namen „Georgia“ als Colonie zu organisieren, um armen Einwanderern Englands eine Heimath zu schaffen und um „den bestmöglichen Salzburger und anderen Protestanten einen Aufschuß zu bieten.“ Am rechten Ufer des Savannah-Flusses mündet ein kleiner Bach, den die Indianer „Gezenger“ nannten; dort siebten sie sich an, trieben den Ackerbau, pflanzten Obstbäume und

midmeten sich ganz besonders der Seidenkultur, die eine Reihe von Jahren bei ihnen mit gutem Erfolge gepflegt wurde. Die deutschen Pastoren Volzins und Gronau, die am holländischen Waisenhause thätig gewesen waren, hatten die Flüchtlinge nach Gezenger begleitet, predigten dort und vermittel